

Marokkanische Städtebilder

Autor(en): **Burgauer, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 19

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marokkanische Städtebilder

Rabat, die Weisse

Rabat, die Stadt des Sultans von Marokko und des französischen Generalresidenten, ist eine weisse Stadt voll Licht und Herrlichkeit und eine der schönsten und anmutsvollsten Städte der Erde überhaupt. Stellenweise von einem ernsten, mittelalterlichen Festungsgürtel von Mauern und Rundtürmen umschlossen, besitzt es auch eine grosse Zahl der prachtvollen maurischen Friedhöfe am Meer, deren Grabstätten geheimnisvolle kleine weisse Häuschen sind; der Zutritt zu diesen Gräbern bleibt den Ungläubigen freilich streng verwehrt, und wer gar beim Photographieren ertappt würde, könnte recht unliebsame Bekanntschaft mit marokkanischen Dolchen machen.

Zwei grosse Moscheen, basaltblau und fast schwarzrot die eine und aus blendendem Weiss die zweite krönen das Bild dieser edeln Stadt mit ihren schattigen Zypressen und Zedern und den vielen stilvollen Brunnen, aus denen die Wasserträger das kostbare Nass in ihre Ziegenhäute für die weniger bevorzugten Aussenquartiere schöpfen, hin und wieder selbst einen Schluck aus den zierlichen Messingschalen kostend. Im alten Sultansgarten mit dem prachtvollen Schloss hält ständig ein baumlanger senegalesischer Aufseher mit einem noch längeren Bambusstock Wache, um die übermütigen spielenden Kinder von den kostbaren Beeten fernzuhalten, was jeweilen mit einer unnachahmlichen Mischung von betonter Pflichterfüllung und mühsam verdrängter Zärtlichkeit geschieht... Auf allen vier Ecktürmen des Sultanbaus liegen vier Storchennester, die von den Vögeln immer bewohnt sind; oft brechen sie zu kleinen oder grösseren Erkundungsflügen auf, und einmal umschwärmten sie werbend einen kleinen, gelbroten Helikopter, weil sie wähnten, dass es ein grosser Storch sei... Von einem in Rufweite gleich einer luftigen Laube erbauten Arabercafé schaut man weit über einen breiten, majestätisch dahinziehenden Strom, der wenig später ins Meer mündet und der von rosigen und sanftblauen Sanddünen umfasst wird; jenseits des Flusses erhebt

sich — in einer Entfernung von einigen Kilometern — eine zweite Stadt mit ihren lilienweissen Minaretten, Kuppeln von Moscheen und den Würfeln weisser Häuser, gleich einer Traum- und Feenstadt, das märchenhafte Salé.

Das arabische und das «internationale» Tanger

Der europäische Reisende, der aus der Schule oder seiner Zeitung gelernt hat, dass Tanger eine internationale Stadt sei — jenes Tanger, in dessen Nähe die alten Griechen die Gärten der Hesperiden und das Ende der Welt verlegten — sieht sich durch die Wirklichkeit gezwungen, gründlich umzulernen. Der Verfasser dieser Zeilen sollte es zum erstenmal erleben und erleiden, als er an einem regnerischen Tag von Tetuan, der Hauptstadt des marokkanischen Landesteils in der «Valenciana», jenem feudalen, modern federnden Autobus, der komfortabler als jedes Gefährt des spanischen Mutterlandes ist, Tanger zustrebte. Am Schlagbaum der Stadt fand die erste Pass- und Kofferkontrolle statt, und alsdann eine französische; schon atmete ich erleichtert auf, als nach geraumer Zeit, nachdem wir über zehn Minuten in Nacht und Regen gefahren waren, ein uniformierter Araber mit einem roten Tschako mit viel Gold unseren Wagen bestieg.

«Pass- und Kofferkontrolle!» rief er in den Wagen.

Die Araber zeigten ihre Identitätspapiere, die kaum überprüft und ihnen augenblicklich wieder zurückgegeben wurden. Ich war der einzige Europäer, mein Paas wurde eingezogen, und nach einer Weile meinte der maurische Zöllner: «Du, Schweizer! Du kannst nicht nach Tanger fahren!»

«Aber ich habe doch einen gültigen Pass und sogar noch ein ausdrückliches persönliches Visum für Tanger, was nicht einmal notwendig wäre.»

«Es ist, wie ich dir sage. Du wirst schon sehen», gab der Uniformierte trocken zurück.

Die Anwesenden wiegten ihre Köpfe, und ich fügte bei:

«Ich glaubte bis heute immer, dass Tanger eine internationale Stadt sei, doch heute dünkt es mich nationalistischer als irgendein anderer Ort dieser Erde.»

Bei diesen Worten begannen die Marokkaner zu flüstern und zu lachen, dann sagten sie — nicht eigentlich böse, aber doch bestimmt: «Ja, ja! Das glaubt ihr drüben in Europa, aber nach Gesetz und Brauch gehört Tanger dem Sultan von Marokko in Rabat, und wenn du dem Sultan nicht passest, dann macht er so . . . (und er machte mit dem Mittelfinger eine Bewegung, wie wenn man ein Erbslein oder ein kleines Spielzeug losschleudert) — und du wirst Tanger niemals betreten; denn Tanger ist heute nicht eine internationale Stadt, sondern eine marokkanische, die eine internationale Kontrollkommission beherbergt, und das ist nicht dasselbe.»

Inzwischen hatte sich der Mann mit dem rotgoldenen Tschako wieder bemerkbar gemacht und bedeutete mir, ihm in eine Holzbaracke am Weg zu folgen; draussen regnete es aus vollen Gelten, und der Lehm Boden schien sich in eine russische Dorfstrasse während der schlechten Jahreszeit verwandelt zu haben. Ich zögerte eine Weile.

«Geh nur. Du wirst schon sehen, dass wir im Recht sind!» ermunterten mich die anderen Fahrgäste.

Es klang keineswegs unfreundlich, und einer der Anwesenden anerbote sich sogar, mich zu begleiten und mir die Formulare auszufüllen, falls ich des Schreibens unkundig sein sollte. In der Baracke ergab sich dann in Gegenwart eines zweiten, aufgeschlosseneren Beamten, dass ich vergessen hatte, das Doppel meiner Einreisebewilligung für die Statistik auszufüllen, und dass der machtrunkene Eingeborene aus dieser minimalen Unterlassung, von deren Notwendigkeit mich niemand überzeugt hatte, seine Weigerung abgeleitet hatte. Ich füllte also das Formular aus, und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen; aber der Pass wurde mir abgenommen, und ich musste ihn — gleich einem armen Sünder — am nächsten Tag auf der Präfektur persönlich abholen, ein für eine «internationale Stadt» gewiss etwas lächerlicher Ritus, der sich indessen jedesmal wiederholt, wenn einer der Bürger eines Staates, welcher am Abkommen von Algeciras nicht teilhat, die sogenannte internationale Stadt betritt.

Dass der einzelne Araber freilich — trotz der Springflut der nationalistischen Bewegungen — auch heute keineswegs fremdenfeindlich eingestellt

ist, sollte mir der Aufenthalt in Tanger selbst beweisen, wo ich in der engen Mansarde des schweizerischen Schriftstellers Raffael Ganz eine jener Oasen der Menschlichkeit und der Toleranz kennen lernen sollte, in der zahlreiche Eingeborene, Spanier, Franzosen, Engländer und Neger ein- und ausgingen, als ob sie zu Hause seien, und wo die Herrin der Kammer grossmütig alle Müden einquartierte und die Hungernden nährte, indes die Grammophonadel einen «Bal Musette» aufklingen liess, so dass man sich auf einen Schlag nach Montmartre oder Montparnasse versetzt glaubte.

Arnold Burgauer

Es lebe der STRAND!

Im Grunde sind wir Schweizer alle verhinderte Küstenbewohner. Wonach wir uns sehnen, wäre: mit dem Trämli aus der Enge unserer Stadt oder mit dem Postauto aus der Romantik des tiefeingeschnittenen Gebirgstales herausfahren zu können, eine Viertelstunde weit, und dann am Strande des Weltmeeres zu liegen, das einige tausend Seemeilen weiter weg an die Küsten von Hawaii oder Bali brandet, und uns von den Wogen bespülen zu lassen. Wobei immer noch die erfrischende Möglichkeit bestände, dass eine der dortigen Naturschönheiten mit den Wogen an unseren Strand gespült würde. Aber leider ist der einzige Strand, mit dem die Schweiz etwas zu tun hat, eine Strasse namens «The Strand» in London, an der unser dortiges Reisebüro liegt. Früher war es am Londoner Heumarkt domiziliert, was thematisch viel besser zu uns passte . . . Nicht einmal bloss am Rhein oder bei der Rhone spricht man von Strand, sondern dort heisst es «Ufer», wenn man genau sein will.

Trotzdem haben wir natürlich Strände, an unseren Seen, von welchen Reisehandbücher und alle Leute, die nicht an einem See wohnen, voll des